

■ Drucksachen

Die SPD feiert den Ersten Weltkrieg als Ende der Klassenspaltung. Julian Marchlewski verfasst dagegen eine Streitschrift

■ Schwarzer Kanal

Kriegsverbrecher in Elmau: Wer IS-Banditen aus dem NATO-Staat Türkei nach Syrien schickt, lässt auch in der Ukraine schießen

■ Reportage

Panoramabilder, Polizeifestspiele, Protestcamp: Sympathien der Anwohner haben Demonstrationen gegen G-7-Gipfel geprägt

■ ABC-Waffen

»Überfälle machen glücklich! Auch andere Straftaten! Nicht nur zum Geburtstag.« Action im Wunderland. Von Dirk Werner



ATHIT PERAWONGMETHA / REUTERS

»Die Regierung handelte sträflich nachlässig«

Gespräch ■ Mit Eflada Bautista. Über die Verwüstungen, die »Yolanda« und andere Wirbelstürme auf den Philippinen verursacht haben, und die Tatenlosigkeit der Aquino-Administration

Im November 2013 verwüstete der Wirbelsturm »Yolanda« weite Teile der Philippinen. Können Sie die wichtigsten Entwicklungen nach den Geschehnissen zusammenfassen – wie reagierten die Regierung und die sogenannte internationale Gemeinschaft?

Nach »Yolanda« hat es anderthalb Jahre lang keine bemerkenswerten Veränderungen im Leben der betroffenen Menschen gegeben. Tatsächlich wuchs noch die Zahl der Opfer nach dem Supertaifun »Hagupit« (lokal: »Ruby«, R.W.), der Anfang Dezember 2014 in den Ostvisayas und in Südluzon verschiedentlich das Land erreichte und die noch vorhandenen Häuser hinwegfegte, die von den Betroffenen selbst und einigen Nichtregierungsorganisationen, NGO, zwischenzeitlich wieder aufgebaut worden waren. Das neue Jahr 2015 begann mit Taifun »Jangmi« (lokal: »Seniang«, R.W.). Durch



Eflada Bautista

... ist pensionierte Lehrerin und Vorsitzende der Grassroots-Organisation »People Surge«. Sie promovierte am Fachbereich Erziehungswissenschaften der Johann Wolfgang Goethe-Universität Frankfurt am Main zum Thema »Pädagogik in der Dritten Welt«

seine Kraft wurden – wenn auch in geringem Maße als bei »Ruby« – weite Bereiche von Farmland in den Ostvisayas überflutet. Unter herabrutschenden Bergmassen fanden mehr als 50 Menschen den Tod.

Wir, die nach Hilfe rufenden Überlebenden, waren konfrontiert mit übelster Ungerechtigkeit, Täuschung und Repression. Wir erfuhren so viel Unrecht – gegen die Armen gerichtete Big-Business-Projekte, Veruntreuung von Hilfsfonds, schließlich militärische Besetzung von Gemeinden, in denen die Überlebenden gegen diese Machenschaften protestierten, ferner Verschlimmerung von Umweltschäden und Klimaveränderung.

Wie reagierten die Menschen, die von dieser Katastrophe am härtesten betroffen waren?

Selbst eine Woche nach »Yolanda« hatten sie nicht die geringste Hilfsleistung der nationalen Regierung erhalten. Die Medien

zeigten weltweit Tausende von Betroffenen, die mühsam Nahrung und Wasser oder vermisste Familienmitglieder suchten.

In dieser geradezu verzweiferten Situation wurde »People Surge« geboren – ein Bündnis von und für die »Yolanda«-Überlebenden, das schließlich angesichts der sträflichen Nachlässigkeit dieser Regierung Gerechtigkeit forderte. Anfänglich zogen über 13.000 Menschen zwei Monate nach dem Taifun in die Stadt Tacloban, um ihrem Ärger und Protest Ausdruck zu verleihen. Bei der Suche nach dringend notwendiger Hilfe diente das Bündnis als Sprachrohr der Überlebenden: Es machte auf die Versäumnisse, die massive Korruption und die ungerechte Behandlung der Betroffenen seitens der Regierung aufmerksam. Durch regionale wie landesweite Mobilisierung wurden ihre Forderungen und ihr Ruf nach Gerech-

Wasser, Nahrung, Behausung – den Überlebenden des Taifuns »Yolanda« fehlte es an allem (Tacloban-City, 24. November 2013)

■ Fortsetzung auf Seite zwei

Es war der stärkste Wirbelsturm, der je auf Land getroffen ist. Am 8. November 2013 fegte der Supertaifun »Haiyan« (lokaler Name: »Yolanda«) mit Windgeschwindigkeiten von mehr als 350 Kilometern pro Stunde über die Visayas, die zentrale Inselgruppe der Philippinen, hinweg und hinterließ eine etwa 600 Kilometer breite Schneise der Zerstörung. Laut Vereinten Nationen waren 14 Millionen Menschen betroffen. Etwa 6.300 Menschen kamen nach offiziellen Angaben ums Leben, 30.000 wurden verletzt. Über 1,2 Millionen Häuser zerstört oder schwer beschädigt. Die Zahl der Toten dürfte indes nach Meinung von Experten weitaus höher liegen. Die Regierung in Manila hörte Anfang 2014 einfach auf, weitere Opferzahlen zu nennen.

Die Bewegung »People Surge« (»Woge des Volkes« oder auch »Aufwallung der Bevölkerung«) wirft der Regierung unter Präsident Benigno S. Aquino III. »kriminelle Verantwortunglosigkeit und Gleichgültigkeit« gegenüber den Menschen vor, die der Taifun mit voller Wucht getroffen hat. Diese »Grassroots«-Bewegung organisierte am 25. Januar 2014 eine erste Großdemonstration in der Hauptstadt der Insel Leyte, in Tacloban City, an der sich 13.000 Menschen beteiligten. Zudem reichte sie eine Petition ein, die auf Anhebung annähernd 17.600 Überlebende der Katastrophe unterschrieben.

Efleda Bautista, Vorsitzende von »People Surge«, bereiste kürzlich die Niederlande, Belgien und die Bundesrepublik. In diesen Ländern bedankte sie sich im Rahmen einer Informationskampagne bei allen Personen und Organisationen, die den Philippinen – besonders den Ostvisayas – nach der Katastrophe geholfen hatten. Gleichzeitig wollte Dr. Bautista mit ihrem Besuch die Zusammenarbeit und Solidarität mit all jenen stärken, die »wie wir mit Blick auf Klima und Umwelt Gerechtigkeit einfordern und die Vision einer Welt verfolgen, in der die Menschen in dauerhaftem Frieden und in Harmonie mit Mutter Natur leben.«

Rainer Werning

■ Fortsetzung von Seite eins

tigkeit vernehmbar. »People Surge« wurde nicht nur von einheimischen, sondern auch von internationalen humanitären und Menschenrechtsgruppen unterstützt, ferner von solchen, die sich mit dem Problem der Klimaveränderung befassen.

Es gab mit Blick auf die Effektivität von Hilfsmaßnahmen Berichte über Rivalitäten unter lokalen und nationalen Politikern. Was genau spielte sich da ab?

Inmitten der Verwüstung, dem Wehklagen um Tausende toter Familien, der verzweifelten Suche nach Vermissten, von Hunger und Durst der ratlosen Überlebenden zeigte sich die Regierung in Manila, vertreten durch Innenminister Mar Roxas, irritiert, dass der Bürgermeister der am meisten zerstörten Stadt Tacloban auf Leyte Alfred Romualdez hieß – ein Spross des alten Marcos-Clans und politischen Widersachers von Präsident Benigno Aquino III. Letztlich wurden die 245.000 Überlebenden von Tacloban City auch Opfer eines von Menschenhand fabrizierten Unglücks – von persönlichen Eitelkeiten gefühlloser, knallhart kalkulierender Politiker aus der Hauptstadt. Ein weiterer Aquino-Intimus, Budget- und Managementminister Florencio Abad, gab sogar öffentlich die Parole aus »Kein Extrageld für Tacloban«. Die Regionen hingegen, wo die Regierungsbezirke bis hin zum Barangay, der kleinsten Verwaltungseinheit, von regierungsnahen Beamten dominiert sind, erfreuten sich von Anfang an einer bevorzugten Behandlung und besonderen Aufmerksamkeit seitens der Regierung in Manila.

Der ehemalige Senator Panfilo Lacson wurde als »Wiederaufbauer« bejubelt. Was tat er, was genau waren seine Leistungen? Und wo und wie agiert er derzeit?

Anfänglich reagierte die philippinische Regierung lediglich mit ihrer »No-build zone«-Politik (dem Verbot, das gerade die Ärmsten, einfache Fischer etwa, traf, in den verwüsteten Gebieten ihre Behausungen wieder zu errichten, R.W.), die die Überlebenden ihrer Häuser und Grundausstattungen beraubte.

Eine vom unabhängigen Forschungsinstitut »Ibon Foundation« (mit Sitz in Quezon City, Metro-Manila, R.W.) ein Jahr nach der »Yolanda«-Katastrophe veröffentlichte Studie wies darauf hin, dass von den insgesamt 1,2 Millionen durch den Supertaifun zerstörten Häusern seitens der Regierung nur 364 Häuser in Tanauan und Tacloban wieder aufgebaut wurden. Tausende Menschen hausen immer noch in den »No-build zones« in Schlafbaracken und armseligen Hütten und warten auf die Chance, ihr Heim an sicheren Plätzen zu bauen, wo sie sich wieder um ihren Lebensunterhalt kümmern können. Drohende ebenso wie schon vollzogene Zerstörung von Häusern, die Überlebende aus Trümmern errichtet hatten, machen den Weg frei für Regierungsprojekte – etwa für Fischereihäfen oder ökotouristische Aktivitäten.

Lacson präsentierte zehn Monate nach dem Taifun »Yolanda« einen Masterplan. Dessen Hauptziel ist ein von der Regierung abgesichertes »Public-Private Partnership«-Programm, wobei Wiederaufbaumaßnahmen vorzugsweise privaten Investoren überlassen bleiben. Das Projekt »Reconstruction Assistance for »Yolanda«, kurz RAY getauft, scheint offen gegen die Interessen der betroffenen Bevölkerung und für das Big Business geschaffen worden zu sein.

Für diesen Masterplan in Sachen Wiederaufbau ist ein Gesamtbudget in Höhe von 167 Milliarden Peso (umgerechnet etwa 328 Millionen Euro, R.W.) bereitgestellt. Der Löwenanteil der Gelder ist jedoch für die Wiederherstellung der öffentlichen Infrastruktur vorgesehen. Lediglich ein magerer Prozentsatz bleibt für dringend erforderliche Projekte direkt für die Überlebenden übrig. Der Hausbau für sie und ihre Angehörigen zieht sich über insgesamt drei

Jahre hin. In dieser Zeit müssen sie weiter in Schlafbaracken und Elendshütten leben.

Lacson zog sich zu Beginn dieses Jahres »nach Erfüllung seines Auftrags«, so seine Wortwahl, von seinem Posten zurück, aber »People Surge« erklärte ihn aufgrund seines mangelnden Engagements für die Überlebenden zur Persona non grata. Er hegt offensichtlich Ambitionen, an den Präsidentschaftswahlen im Frühjahr 2016 teilzunehmen.

Glauben Sie, dass »Yolanda« – unter anderem – auch als Vorwand für weitere Aufstandsbekämpfung genutzt wurde, ganz im Sinne von »Oplan Bayanihan«, dem »Operationsplan Nachbarschaftshilfe«?

Nach den Erfahrungen von »People Surge« ebnete »Yolanda« tatsächlich den Weg für die Verstärkung der Aufstandsbekämpfung durch die Regierung. Unter dem Vorwand »humanitärer Dienstleistungen« für die Überlebenden in den von »Yolanda«, »Ruby« und »Seniang« besonders hart betroffenen Gebieten wurden auf der gesamten Insel Samar und in einigen Gegenden von Leyte ganze Bataillone von Armeeangehörigen eingesetzt. Die Bauern leben heute in ständiger Furcht vor Bedrohungen und Schikanen. Sie können ihre Äcker nicht bestellen und werden noch ärmer als zuvor. »People Surge« hat sogar Tote zu beklagen. Zwei unserer Mitglieder für die Hilfsaktionen – Rodolfo Basada aus Pinabacdao, Samar, und Jefferson Custodio aus Carigara, Leyte – wurden niedergeschossen. Unsere Führungskräfte stehen unter ständiger militärischer Beobachtung.

Seitens des US-amerikanischen und philippinischen Militärs wurden im pazifischen Raum gemeinsame Übungen durchgeführt, darunter eben auch in jenen Gemeinden, die von den Flutwellen schwer gezeichnet sind. Vom US-Militär wurden hier und da Medikamente verteilt, in Tacloban und anderen Bezirken in der Region gab es Basketballturniere und Konzerte – Propagandaveranstaltungen halt angesichts blanker Not der Überlebenden, des Fehlens von Nahrung, Arbeit und Wohnungen.

Was muss konkret getan werden, um die Lebensbedingungen der Menschen zu verbessern, die von »Yolanda« am meisten betroffen wurden?

Seitens »People Surge« haben wir 18 Forderungen vorgelegt, die sich nicht nur auf die dringenden Bedürfnisse der Überlebenden beziehen, sondern auch die Nachhaltigkeit ökonomischer Bemühungen und die Entwicklung stabiler und überlebensfähiger Gemeinden sichern sollen – auch und gerade zur Abwehr von Menschenrechtsverletzungen und Klimaschädigung. In unserer ersten Petition Anfang 2014 hatten wir bereits als Minimum dreierlei verlangt: Erstens: Jede vom Sturm betroffene Familie soll eine finanzielle Soforthilfe in Höhe von 40.000 Peso (umgerechnet etwa 830 Euro, R.W.) erhalten, was es einem sechsköpfigen Haushalt gerade mal erlaubt, zwei Monate lang über das Nötigste zu verfügen. Zweitens: Das Konzept der »No-build zones« muss aufgegeben werden, weil es den Menschen die Möglichkeit nimmt, ihre Häuser in Küstennähe wieder aufzubauen. Und schließlich ist eine angemessene Verteilung lebensnotwendiger Hilfsgüter in den ländlichen und städtischen Regionen zu gewährleisten.

Nach anderthalb Jahren permanenter Vernachlässigung und äußerster Gleichgültigkeit gegenüber den Nöten der Betroffenen machen wir die Aquino-Regierung für die kriminellen Versäumnisse ihrer Administration verantwortlich, und zwar sowohl vor als auch während und nach »Yolanda«, der Tausende das Leben kostete und Milliardenwerte vernichtete.

Wir fordern ferner Transparenz im Hinblick auf die ausländischen, für die »Yolanda«-Betroffenen bestimmten Gelder und auf die Verwendung einheimischer Mittel für Notfallhilfe, desgleichen auch faire, gerechte und systematische Verteilung von Hilfe für die Überlebenden.

Schließlich sollten die »Pro-people«-Projekte und -Programme so umgesetzt werden, dass sie den Betroffenen, mehrheitlich Bauern, wirklich helfen, ihre Landwirtschaft wieder instand zu setzen. So sollte ebenfalls für Gerätschaften und Saatgut gesorgt werden – und für eine alternative Landwirtschaftsstruktur im kooperativen Geist von tatsächlicher Bayanihan (Nachbarschaft/Gemeinschaft, R.W.).

Die Philippinen sind von weiteren Taifunen stark bedroht ...

Da das Problem des Klimawandels unverändert weiter besteht, dürfte der Supertaifun »Yolanda« ein Vorläufer weiterer Supertaifune gewesen sein. Bereits ein Jahr nach »Yolanda« haben wir ja tatsächlich drei weitere Supertaifune erlebt, die erneut das Land in den Ostvisayas überschwemmten. Selbst der jüngste Supertaifun »Maysak« (lokal: »Chedeng«, R.W.) bedrohte dieselbe Region aufs neue.



OPENSTREETMAP.ORG/CONTRIBUTORS/OPENDATACOMMONS.ORG/CC-BY-SA 2.0

Dieser Trend stellt eine Herausforderung für die Bewohner der philippinischen Inseln dar, besonders für die Menschen in den Ostvisayas, die nach der »Yolanda«-Katastrophe vor dem Nichts stehen. Es ist eine bittere Ironie der Geschichte, dass die Philippinen im Vergleich zu den industrialisierten Ländern nur geringfügig zur klimaverändernden Vergiftung der Erde beitragen, dennoch aber deren Hauptlast, die verheerendsten Auswirkungen, zu schultern haben. Angesichts der Erfahrung der »Yolanda«-Tragödie kann man nicht leugnen, dass der Klimawandel eine Realität ist.

»People Surge« – ein Bündnis für die »Yolanda«-Betroffenen – erwuchs aus eben dieser Tragödie. Es macht auf die dringend notwendige Nahrungsbeschaffung und Unterbringung aufmerksam, kämpft für ihre Rechte und gegen allgegenwärtige Bestechung und Korruption, staatliche Repression und andere Formen von Schikane. Gleichzeitig macht es aber auch auf eine wesentliche Ursache solcher Katastrophen aufmerksam: den Klimawandel.

Im Osten der Visayas tut man einiges im Blick auf die Anpassung wie auch die Milderung der Auswirkungen der Erderwärmung. Wir üben mit den Mitgliedern von »People Surge«, wie sie sich auf Katastro-

phen einstellen können. Wir helfen ihnen, kreativ mit dem Problem der Verschmutzung von Luft, Land und See umzugehen. Wir ermutigen sie dazu, aktiv an Kampagnen gegen massiven Bergbau und illegales Abholzen teilzunehmen – Untaten, die auch nach »Yolanda« noch immer gang und gäbe sind. Aber wir können das natürlich nicht allein tun. Wir sind auf die Hilfe anderer angewiesen, die ähnliche Erfahrungen mit den Auswirkungen des Klimawandels gemacht haben, nicht nur in unserem Land, sondern auch anderswo in der Welt. Anlässlich des ersten Jahrestages von »Yolanda« gründeten wir »Daluyong« (»Sturmflut«), ein landesweites Netzwerk von Überlebenden von Naturkatastrophen und solchen Desastern, die auf menschliches Versagen zurückgehen.

In diesem Zusammenhang ist »People Surge« gemeinsam mit anderen Gruppen, die sich um Umweltschutz kümmern, Teil der globalen Kampagne gegen den Klimawandel geworden. Unsere Organisation fand so Zugang zu internationalen Veranstaltungen wie dem »Asia Pacific Feminist Forum« im Mai/Juni 2014 in Thailand und dem »People's Climate March« in New York im September 2014 dank der Mittel dafür von der internationalen Umweltschutzorganisation 350.org.

Besondere Inspiration und Anregung empfing »People Surge«, als die Ostvisayas im Januar dieses Jahres von keinen Gringeren als Papst Franziskus und dem französischen Präsidenten François Hollande besucht wurden. Beide äußerten nicht nur ihr Mitgefühl für die Opfer von »Yolanda«, sondern setzten darüber hinaus das Thema Klimawandel und Klimagerechtigkeit im Vorfeld der 21. UN-Klimakonferenz, die ja im kommenden Dezember in Paris stattfindet, weit oben auf die Agenda der internationalen Politik.

Was verleiht Ihnen und Ihren Mitstreitern die Kraft, weiterhin den Kampf für humane Bedingungen in Ihrem Land zu führen?

Für mich persönlich ist es eine unaufgebare Verpflichtung, meinem Volk zu dienen, meinen Kababayan (Landsleuten, R.W.), besonders den marginalisierten, in ihrem Kampf um die Beendigung von Terror, Hunger, Armut beizustehen. Mit ihnen stelle ich mir ein Land vor, das einmal seine Befreiung von Neokolonialismus erlebt. Unser Land ist ebenso reich an Rohstoffvorkommen wie an hoffnungsfrohen und intelligenten Menschen. Für uns gibt es keine Alternative, als sich zusammenzuschließen, auf die Straße zu gehen und die Erfüllung der grundlegenden Bedürfnisse sowie der Menschenrechte einzuklagen.

Das Gespräch führte Rainer Werning

■ Der Autor dankt dem langjährigen Freund Klaus Schmidt (Köln) für die Übersetzung des in Englisch geführten Gesprächs mit Dr. Bautista

ANZEIGE

Mähmaschine und Häcksler

Rund 10 000 Euro Spenden sind bereits eingegangen!

An unserer Sonderspendenaktion haben sich schon viele Kubafreund/-innen beteiligt. Herzlichen Dank dafür! Die für den Kauf einer Mähmaschine und eines Häckslers notwendigen 30 000 Euro wollen wir bis zum Sommer erreichen. Diese beiden landwirtschaftlichen Geräte sollen in unserem Projekt in Mayabeque eingesetzt werden, um die dort angebauten Futterpflanzen für unsere nachhaltige Milchproduktion zu verwenden. **Bitte unterstützen Sie unsere Sonderspendenaktion!**

Sonderspendenkonto beim PV
DIE LINKE/Cuba Si: Berliner Sparkasse,
IBAN: DE06 1005 0000 0013 2222 10,
BIC: BELADE33XXX. Stichwort:
Milch für Kubas Kinder/Häcksler

Cuba Si

AG in der Partei DIE LINKE
Kleine Alexanderstraße 28, 10178 Berlin
Telefon: (030) 24 009-455, -456
berlin@cuba-si.org, www.cuba-si.org

Sozialisten ■ Julian Marchlewski

Ein Stückchen Sozialismus?

Vor 100 Jahren: Die SPD feiert den Weltkrieg als Ende der Klassenspaltung und will in die Regierung. Julian Marchlewski (1866–1925) verfasst dagegen eine Streitschrift

Die fundamentale Tatsache, die bei Beurteilung der Einwirkung des Krieges auf das Wirtschaftsleben in den Vordergrund gestellt werden muss und die eigentümlicherweise selbst von Sozialdemokraten am häufigsten gar nicht beachtet wird, ist die Verarmung aller am Kriege beteiligten Länder, ja der gesamten kapitalistischen Welt. (...) Daher konstatieren nicht nur bürgerliche Nationalökonom, sondern auch der Abgeordnete (Konrad) Haenisch (1876–1925, Journalist und SPD-Politiker, jW) mit größter Befriedigung: »In einem Maße, das niemand von uns für möglich gehalten hätte, hat sich die kapitalistische Wirtschaftsweise nach den ersten Wochen der Verwirrung den Bedingungen des Kriegszustandes anzupassen gewusst. Besonders in Deutschland, (...) dessen Industrie sich aufs schnellste, nachdem ihr der Export fast gänzlich abgeschnitten worden war, auf die Produktion für den Inlandsmarkt einzustellen wusste.«

Die Industrie hat sich »einzustellen gewusst« nicht auf die Produktion für den Inlandsmarkt, sondern auf die Produktion für den Kriegsbedarf. Das ist ein gewaltiger Unterschied. Es ist offenbar etwas anderes, ob in einer Gesellschaft Eisen verwendet wird, um daraus Brücken, Eisenbahnen, Häuser, Schiffe, Produktionsmittel aller Art herzustellen, oder dazu Geschütze und Geschosse herzustellen, um Brücken, Eisenbahnen, Häuser, Schiffe, Produktionsmittel aller Art zu zerstören. Heute sind ganz besonders in Deutschland gut die Hälfte, wenn nicht mehr, der Produktionskräfte in dieser Weise tätig. Die wirtschaftliche Kraft der Völker wird aufs äußerste angespannt, um Kulturgüter zu vernichten. Das ist die Signatur des Krieges auf dem Höhepunkte kapitalistischer Entwicklung. (...)

»Sozialismus wohin wir blicken«, predigt ein Arbeiterblatt. – Blicken wir uns um.

Der Krieg ist ein Unglück. Erstes Merkmal eines sozialistischen Zustandes würde jedenfalls die Einsetzung eines jeden Mitgliedes für die Interessen der Allgemein-



Produktion für den Kriegsbedarf: Komponenten des Sturmgewehres G36 in der Werkszentrale von Heckler und Koch in Oberndorf

heit sein. Die kapitalistische Gesellschaft kann diesen elementaren Gemeinsinn nicht aufbringen. Hier haben noch stets die Eigner der Güter und der Produktionsmittel die Not der Allgemeinheit für ihren Sondervorteil ausgenutzt. Der Krieg bringt den Staat in Gefahr, den Staat, der die Interessen der Besitzenden so gut betreut. Er hat Bedarf an Gütern aller Art, und seine Organe haben keine Zeit, zu feilschen und sich der Schliche und Kniffe zu erwehren, die im Handel üblich sind. Da heißt es denn für die Helden der kapitalistischen Akkumulation: »Ans Vaterland, ans teure, schließ dich an, / Das halte fest mit deinem ganzen Herzen.« (Friedrich Schiller: Wilhelm Tell, jW)

Und – schröpe es mit Deiner ganzen Kraft!

So war es noch in jedem Kriege. Ist es etwa jetzt anders geworden? Ein Blick in den Börsenteil der Presse gibt die Antwort. (...) Eine andere Kategorie der Nutznießer des Krieges bilden die Lieferanten, die bei dem

plötzlich ins riesenhafte steigenden Bedarf des Heeres an Nahrungsmitteln, Pferden, Fahrzeugen, Ausrüstungsgegenständen aller Art sich zu diesem profitablen Geschäft drängen. (...) Ein parasitischer Zwischenhandel machte sich breit (...).

Nicht zu vergessen ist auch, dass einwandfrei festgestellt wurde, wie brave Patrioten ein Extrageschäft machten, indem sie durch Vermittlung des neutralen Auslandes Maschinen zur Herstellung von Waffen (besonders Drehbänke zur Verfertigung gezogener Gewehrläufe) an feindliche Staaten verkauften. (...)

So sah der »neue Geist« aus, der Gewerkschaftspresse und umlernende Sozialdemokraten veranlasste, von Kriegssozialismus zu sprechen!

Jedoch, so heißt es, ein Stückchen Sozialismus sei darin zu finden, dass die wirtschaftliche Anarchie eingedämmt wird. Das soll geschehen sein durch die Bildung der »Kriegsgesellschaften«. (...) Diese Gesellschaften bestehen (die Kriegs-

wollbedarf AG, Kriegsleder AG, Deutsche Rohhaut AG, Abrechnungsgesellschaften für Flachs, Jute, Leinengarn, Baumwolle, die Schmierölgesellschaften u. a. m.). Sie stellen sich dar als Organisationen der betreffenden Industrien, die ihrem Wesen nach an Syndikate erinnern. Dass sie in »gemeinnütziger Weise« wirken, wird indessen in den Kreisen der Industriellen, die nicht direkt daran beteiligt sind, bestritten. (...) Sicher ist, dass diese Organisationen mit Sozialismus, mit gesellschaftlicher Regelung der Produktion nichts, aber auch gar nichts zu tun haben, dagegen viel Gemeinsames mit den Syndikaten aufweisen, mit den Unternehmervereinigungen zur Sicherung hoher Profite. (...) Es wäre daher wohl angebrachter, von »Kriegskapitalismus« zu sprechen als von »Kriegssozialismus«, denn es dürfte sich zeigen, dass diese angeblich »gemeinnützigen« Kriegsgesellschaften im Resultat dazu führen, die monopolistischen Tendenzen der Kapitalisten zu stärken.

Johannes Kämpfer (Pseudonym Julian Marchlewski): **Kriegssozialismus in Theorie und Praxis. Abgeschlossen Mitte Mai 1915, 63 Seiten. Auszug aus dem Abschnitt »Krieg und Wirtschaft«, Seiten 17–23**

Der Schwarze Kanal ■ Von Arnold Schölzel

Richtige Runde

So ganz einig waren sich die Gazetten des deutschen gehobenen Bürgertums nicht über G7. Ein Lehrstück für atlantibrückenmäßig bedingungsloses Einverständnis bot die FAZ. Unter dem Titel »Eine neue Weltwirtschaft« feierte Andreas Mihm dort am Montag den Endsieg der in Elmau Versammelten in 85 Jahren. Denn aus den »überraschend klaren Worten« der »sieben führenden Industriestaaten«, im Laufe des 21. Jahrhunderts aus der Kohlenstoffwirtschaft auszusteigen, ergebe sich »für die Eigentümer, Förderer, Transporteure und Verarbeiter« der dafür notwendigen Rohstoffe ein Problem: »Sie werden arbeitslos«. Wer so weissagt, kennt auch Einzelheiten: »Staatshaushalte wie die von Saudi-Arabien, Russland oder Venezuela sind ebenso betroffen wie Bergbau- und Ölkonzerne.« Einer, der G7 im Jahr 2015 für »die« führenden Industriestaaten hält, fühlt sich so wie das Oberkommando der Wehrmacht im Sommer 1941: Moskau und die halbe Welt liegen am Boden.

Die deutsche Siegesfeier fiel damals aus, jetzt wurde ein Dolchstoß in den FAZ-Rücken schon geführt, bevor Mihm seinen untertänigsten Hymnus anstimmen konnte. Unter dem Titel »Falsche Runde« hatte Handelsblatt-Herausgeber Gabor Steingart am Freitag vor dem Gipfel das Treffen in Oberbayern als »westliches Kameradschaftstreffen« bezeichnet und ätzte: »Die Veranstaltung auf Schloss Elmau steht plötzlich nicht mehr für Größe und Erhabenheit von Weltpolitik, sondern für die geistige Enge einer verschworenen Glaubensgemeinschaft.« Kluge Politik versuche in einer Krise wie der in den Beziehungen zu Russland, »die apokalyptischen Reiter zu stoppen, um nicht das höchste aller Güter, den Weltfrieden, zu gefährden. Doch diese Klugheit ist der westlichen Politik derzeit nicht gegeben.« Wahrscheinlich versicherten sich »die Teilnehmer der »westlichen Wertegemeinschaft« (Merkel) abends im großen Speisesaal ihrer Abneigung gegenüber Putin«. Sie differierten nur

in deren Abstufung: »Merkel will strafen und reden, Obama strafen und schießen.«

Steingart diagnostiziert: Erst waren sie nur unfähig, dann waren sie auch noch beschränkt. Und regt sich auf: Warum fehlten Chinas Präsident oder der Indiens in Elmau? Warum seien die Chefs der US- und der Euro-Zentralbank nicht eingeladen? »Ihre lockere Geldpolitik ist der Kitt, der die westliche Wertegemeinschaft ökonomisch zusammenhält. Staaten retten Banken, Banken retten Staaten, und wenn beide nicht mehr weiterwissen, rufen sie nach der Notenbank.« Die sieben verkörpert 10,6 Prozent der Weltbevölkerung, 46,1 Prozent des Weltinlandsprodukts, bei fallender Tendenz, und seien nur bei den Schulden Spitze mit mehr als 60 Prozent Anteil an den Gesamtverbindlichkeiten. Fazit Steingart: »Die Welt wird nicht mehr von Menschen mit weißer Hautfarbe und christlichem Glauben dominiert. Der Westen ist in einer multipolaren Welt einer von mehreren Spielern.«

Als Wladimir Putin 2007 in einer Rede in München ähnliches konstatierte, schrieb ihn die deutsche Bürgerpresse wegen »multipolar« unisono nieder. Inzwischen verlor der Westen einige seiner »normalen« Kriege, kämpft mit einer Wirtschafts- und Gesellschaftskrise, sponsert dafür aber die Bürgerkriege in Syrien und der Ukraine. Wer IS-Banden aus dem NATO-Staat Türkei wie in den vergangenen Wochen zu Zehntausenden nach Syrien schickt, lässt auch in der Ukraine schießen. Steingart »vergaß«, dass in Oberbayern ein Kriegsverbrechertreffen stattfand.

Wovon aber ein deutscher G-7-Kritiker wie er schweigt, davon redet der Papst. Franziskus sprach am Tag vor dem Gipfel von einer »Art dritter Weltkrieg, der »stückweise« geführt« werde. Zu ergänzen wäre: Russland und Co. führen diesen Weltkrieg nicht und haben kein Interesse an ihm. Das lässt sich von denen, die in Elmau unter sich blieben, nicht sagen. Insofern war es die richtige Runde.

Wer IS-Banden aus dem NATO-Staat Türkei wie in den vergangenen Wochen nach Syrien schickt, lässt auch in der Ukraine schießen. Steingart »vergaß«, dass in Oberbayern ein Kriegsverbrechertreffen stattfand.



CHRISTIAN MANG

Sternmarschteilnehmer auf dem Weg zum Zaun um Schloss Elmau

G 7 hinter Schloss und Riegel

Fotoreportage ■ Polizeigrößensatz bei Gipfeltreffen in Bayern hat seine stigmatisierende Wirkung weitgehend verfehlt. Anwohner freundlich und aufgeschlossen. **Von Claudia Wangerin**

U nverhoffte Sympathien der Anwohner aus der Region haben die Protesttage rund um den G-7-Gipfel auf Schloss Elmau in Oberbayern ebenso geprägt wie die »Polizeifestspiele«, von denen der Ermittlungsausschuss der Roten Hilfe sprach. »Die sind ja alle total nett und gebildet«, sagte eine Frau Mitte 60 in weißen Sommerhosen, die am Freitag vor der Großdemonstration ins Kneipenzelt des Protestcamps an der Loisach am Ortsrand von Garmisch-Partenkirchen gekommen war, um sich selbst ein Bild zu machen, nachdem Polizei und Medien vor Krawallen und brennenden Autos gewarnt hatten. Obwohl nichts davon eintraf, war der Alltag unterbrochen. »Endlich mal was los« meinten Jugendliche im Gespräch mit Campmitgliedern am Fluss.

Patzige Reaktionen von Einheimischen waren in der Minderzahl. Sie bezogen sich auch nicht immer ausschließlich auf die Demonstranten, sondern zum Teil gleichermaßen auf die Polizeipräsenz mit weit über 20.000 Beamten und die Kosten des Gipfeltreffens von rund 360 Millionen Euro. Motto: »Lass' mir doch alle mei Rua'.« Eine Anwohnerin um die 50, die nach eigener Aussage vor dem Spektakel nicht politisch aktiv war, lief am 7. Juni sogar beim Sternmarsch zum Zaun um den Tagungsort mit. Die Panikmache hatte bei ihr in Kombination mit der offensichtlichen Verschwendung von Steuergeldern das Gegenteil bewirkt. Beim Aufbruch winkte vor dem sozialpädagogischen Zentrum eine Mitarbeiterin zustimmend. »Schad' dass i' heuf' arbeiten muss, sonst wär' i' mitganga!« bekannte sie auf Bayerisch vor ihren Kollegen. »Für den Frieden, stoppt G 7« und »Elmau wird ein autonomes Zentrum«, skandierten die Demonstranten am Morgen. »Hitzefrei für die Polizei« kam unter der Mittagssonne hinzu.



ANDREJ KAISER

Das Paar, das am Protestwochenende die Titelseite der jungen Welt zierte, mit der Ausgabe im Vierfarbdruck im Camp der G-7-Gegner

Einige waren sich die Teilnehmer über die Anmaßung, dass die Staatschefs von sieben Industrieländern über die Belange der ganzen Welt befinden wollten – und das als Interessenvertreter der Konzerne.

Auf dem Rückweg vom Sternmarsch freute sich ein junger Mann mit Dreadlocks in einer Berggaststätte, mal wieder Fleisch essen zu können, nachdem er sich vergewissert hatte, dass es von Tieren auf der Weide und nicht aus der Massenhaltung stammt. Die Wirtin lächelte angesichts von Besuchern, die das zu schätzen wussten; und die Veganer unter den Protestierenden fingen hier keine Grundsatzdiskussion an.

Bauern im Landkreis Garmisch-Partenkirchen weisen gern mit Schildern auf ihre

»Gentechnikfreie Region« hin. Schon wegen ihres Bewusstseins für Umwelt und Lebensmittelqualität stieß die Kritik der Gipfelgegner am Freihandelsabkommen TTIP bei ihnen auf offene Ohren: Der geplante Abbau von »Handelshemmnissen« und Investorklagerechte gegen profitmindernde Regularien zum Schutz von Natur und Verbrauchern sind nicht in ihrem Sinn.

Anwälte des »Legal Teams« kritisierten die stigmatisierende Wirkung des Polizeispatiers am Rand der Demonstrationen, ohne die sich vielleicht mehr Anwohner eingereiht hätten. »Da kommt was ganz Böses«, werde damit suggeriert, sagte ein Sprecher des anwaltlichen Notdienstes am Montag.

Trotz der wenigen Zwischenfälle »im Bereich eines durchschnittlichen bayerischen Volksfestes« habe es insgesamt 84 Festnahmen und Ingewahrsamnahmen gegeben. Der Ermittlungsausschuss der Roten Hilfe meldete »zahlreiche Verletzte« durch den Einsatz von Polizeiknüppeln und Tränengas auf der Großdemonstration am Samstag in Garmisch-Partenkirchen. Die meisten Ingewahrsamnahmen erfolgten am Tag darauf »beim Versuch, den Protest durch Spontandemos und Blockaden wenigstens annäherungsweise an den Tagungsort heranzutragen«. »Wo waren denn jetzt die Gewaltbereiten?« fragte ein Taxifahrer in Garmisch-Partenkirchen zum Schluss.



Allgegenwärtig: Knatternde Hubschrauber

AP PHOTO/CAROLYN KASTER



Klare Botschaft in Garmisch-Partenkirchen

CHRISTIAN MARTISCHUS /R-MEDIABASE/



Wahrscheinlich stark schwitzender Polizeibeamter in der Sonne vor Alpenpanorama

BÖRNI KIEZMANN



Konstruktiver Gegenvorschlag

WILLI EFFENBERGER



Antimilitaristischer Aktionstag: Nur ein Panzer aus Pappe wurde angezündet

CHRISTIAN MANG



Protestcamp: Die Welt ist noch schön genug, um gerettet zu werden

CHRISTIAN MANG



Sommergewitter nach der Großdemonstration

KARL-JOSEF HILDENBRAND/DPA

Hollmes hatte mich geheißen, für ihn eine Annonce aufzugeben. Der Text war merkwürdig genug. Das Inserat lautete: »Überfälle machen glücklich! Auch andere Straftaten! Nicht nur zum Geburtstag.« Außerdem enthielt es ein ganz bestimmtes Datum. Wie vorausgesehen, hatte es Probleme mit der Anzeige gegeben, und so war ich zu spät, als ich den Kirchturm zu Nikolskoje hinauf hastete. Hollmes erwartete mich schon mit der Uhr in der Hand. »Mensch! Watzon! Ich geh' in die Luft!« rief er mir entgegen. Ich wollte mich damit erklären, dass ich den Annoncentext versehentlich am Schalter einer Bank anstatt an dem der benachbarten Anzeigenannahme abgegeben und damit für einen erheblichen Aufruhr gesorgt hatte. Aber er zerrte mich unversehens zur Brüstung. »Von hier werde ich springen, mein Freund.« Erschrocken wich ich zurück, öffnete sich doch nicht nur der Blick auf das Silber der Havel, sondern auch, in beträchtlicher Tiefe, auf einen steilen Abhang und auf den Asphalt. Der Zettel für die Anzeige hatte nicht nur jenen ominösen Text enthalten, der, von mir am falschen Ort in die Öffentlichkeit gegeben, ein gegen mich eingeleitetes Strafverfahren eingebracht hatte, sondern auch das Datum von Hollmes' Geburtstag. Natürlich – die zwei Zeilen enthielten gewissermaßen sein Credo, denn Straftaten brachten ihm nun mal Glück – Momente detektivischen Hochgefühls. Aber war die Zahl seiner Geburtstage und somit ein womöglich nahendes Ende seiner Leben spendenden Passion ausreichend Grund, um dort hinabzuspringen ...?

»Irgendwann muss man ja mal anfangen«, sagte mein Hellersdorfer Freund Hollmes nachdenklich. – »Mit dem Selbstmorden?« fragte ich zurück und wollte hinzusetzen, dass man sich in unserem Alter den Aufwand sparen könne – allein, wenn man die unnötige Aufregung bedenkt. »Nein, sehen Sie, Watzon«, sagte Hollmes, »dieser Geburtstag soll ein ganz besonderer sein. Ich habe Sie deshalb gebeten, für mich zu inserieren. Zugegeben, der Text wird manche Menschen in Unruhe versetzen ...« – »Hat er schon«, knurrte ich, aber so leise, dass er es überhörte. (Selbstredend hätte man aber nicht von ihm verlangen können, dass er die Anzeige zu seinem Geburtstag selbst aufgibt.) Der Bankangestellte hinter dem Schalter hatte sofort seine Hände in die Höhe gerissen, und hinter mir waren zwei Damen losgeschrielt, so dass sich ein Anruf bei der Polizei erübrigte. »... genauso, wie es manchen erstaunen wird, wenn ich hier herunterspringe. Zum ersten Mal in meinem langen Leben, mein lieber Freund, möchte ich es nämlich mit einem bemannten Drachenflug versuchen. Schon der alte Fontane sagte ...« – »... dass Schwärmen wie Fliegen ist«, sinnierte hier nun auch ich, und plötzlich gewahrte ich, dass er in seiner Hand keine Uhr, sondern einen Kompass hielt. »Ich möchte über der Havel wie ein Vogel schweben und langsam, ganz allmählich, drüben auf der Pfaueninsel landen. Auf Berlins schönstem Eiland.« – »Und dann dort eine Bruchlandung hinlegen, was?« fragte ich. Ich dachte an die vielen Bäume, vor allem an die uralten Eichen auf der Insel. Der Meister winkte ab. »Während Sie also, mit den Geburtstagsgästen aus meinem Hellersdorfer und Ihrem Marzahner Seniorenstift, im Inselfloß dinieren, Watzon, schweben Sie mit meinem Drachen vor den Augen aller an den breiten Fenstern vorbei. – Das wird ein Spaß! Wie mit der Annonce, Watzon!«

»Auch andere Straftaten«, diese drei Worte aus dem Text fielen mir ein. Wir hatten weder einen Schlüssel noch die Erlaubnis, im Hochherrschaftlichen drüben wilde Rentnerorgien zu feiern. Auch wenn wir aus dem Osten kamen, unverdächtig aller Exzesse. Mein Freund winkte wiederum ab. In Erwartung seines baldigen Fluges, der – unabhängig von jedweder Vulkantätigkeit im Raum Berlin – stattfinden würde,



HEINRICH HINTZE/NIKOLSKOJE/KRM-ARCHIV BERLIN

Action im Wunderland

Von Dirk Werner

Dirk Werner, 1961 in Gera geboren, Sozialtherapeut und Fotodesigner, leitet Fotoprojekte und -workshops, lebt und arbeitet als Autor und Fotograf in Esslingen am Neckar. Sieger bei Poetry Slams im In- und Ausland; Preisträger bei mehreren Literaturwettbewerben.

An dieser Stelle erschien zuletzt von ihm am 27.9.2014 der Essay »Der große Lehrer. Peter Turriani zum Siebzigsten«. Aktuelle Buchveröffentlichung: »Voll unsittlicher Absicht. Lyrik, Prosa, Limericks«, Civitas Imperii Verlag, Esslingen 2014, 116 Seiten, 10 Euro

glänzten seine Augen über den Wassern der Havel.

Ein so hohes Alter zu erreichen und auch noch feiern zu dürfen, ist nicht nur Gnade, dachte ich bekümmert. Jedenfalls nicht für die, die das Fest vorbereiten müssen. Hoffentlich würden Helmut Kohl und Richard von Weizsäcker dereinst nicht auf ähnliche Gedanken verfallen! Aber sie waren ja gerade erst achtzig und neunzig geworden.

Ein paar Tage später trafen mein Freund und ich uns auf der Fähre hinüber zur Insel. »Haben Sie den Schlüssel?« Ich nickte. Dabei entsann ich mich, dass wir vor gar nicht langer Zeit schon einmal hinüber waren. Das war noch vor Nikolskoje. Mir fiel ein, dass Hollmes damals bei zwei Männern gestanden hatte. Waren es ihre im Havelwind mächtig geblähten Mäntel, die ihn auf die Idee mit dem Drachen gebracht hatten? Oder hatte er nur wie unabsichtlich dabeigestanden und sie belauscht – so dass überhaupt etwas ganz anderes hinter dieser Geburtstagsfeier steckte? Im Moment sah er mich überrascht an und flüsterte: »Wie haben Sie das gemacht?« – »Wikipedia«, antwortete ich. – »Wie bitte?« – »Ich habe nachgesehen, wie der Hofstaat, der sommers hier lebte, sich damals kleidete. Und dann haben Schwester Marianne, Anton, Antonio und Antoinette, Müller 2 und andere aus meinem Seniorenstift sich an die Arbeit gemacht. Nächtelang genäh und uns herausgeputzt wie die damals.« Hollmes klatschte in die Hände. »Genauso möchte ich Sie am Abend meines Geburtstags auch hier auf der Insel haben, Watzon!« Ich riss die Augen auf. Durch den Aufputz hatten andere Heimbewohner und ich, und leider auch Schwester Marianne, zweihundert Jahre älter ausgesehen. »Und

dann waren wir bei der Stiftung Preußische Schlösser und Gärten, Hollmes. Beim Pförtner. Wir stellten uns als Königsfamilie vor und verlangten die sofortige Rückübertragung des Berliner Schlosses an uns Alteigentümer. Er stammelte, dass das noch nicht bewohnbar sei, und händigte uns für den vorübergehenden Verbleib die Schlösserschlüssel der Pfaueninsel aus.« Hollmes hörte indes kaum noch zu. Die Fähre hatte angelegt, und er ging voraus, das Geburtstagschloss zu besichtigen. Ohne Unterlass sprach er von dem baldigen Drachenflug, so dass mich erneut Sorgen befielen.

Wieder begannen Wikipedia-Wochen. An meinem alten Robotron-Rechner belastete ich mich umfassend, wie ein solcher Drachen zu bauen, ein Drachenflug überhaupt zu bewerkstelligen sei. Denn Hollmes hatte gesagt, er würde schon einen basteln, wenn die Zeit nahte, er könne das noch aus seinen lange zurückliegenden Kindheitstagen im zwanzigsten Jahrhundert. Oder war's Ende des neunzehnten? Technisch-taktischthermisch bereitete ich diesen historischen Trans-Havel-Flug ganz allein vor, während er sich, wie es schien, immerhin über die Gästeliste für die Festtafel den Kopf zerbrach.

Wie erwartet, kam alles ganz anders als erwartet. An seinem Geburtstag, einem Spätsommertag, stiegen wir in den letzten Nachmittagstunden im Turm der Peter-und-Pauls-Kirche in Nikolskoje hinan. Meine nicht geringe Freude erfuhr eine erste Trübung, als ich meinem Freund auf der Spitze des Turms einen Schnellkurs im Drachenrundflug verpassen wollte. Er agierte derart ungeschickt, wie man es bei einem so intelligenten Menschen nie für möglich gehalten hätte. Anstatt sich mittels

der Schlaufen an meinen schönen Drachen zu hängen, versuchte er, auf ihn zu steigen, als sei es ein Pferd. Anstelle seiner Hände wollte er dann seine Füße in den dargebotenen Schlaufen plazieren und sich so kopfunter daran befestigen. »Aber dann, Hollmes«, rief ich, »hängt Ihnen doch die Havel wie ein Himmel überm Kopf! – Dieserart«, ich begab mich fachmännisch unterhalb des Drachens und vergurtete mich überall geschwind, »müssen Sie«, ich stand bald wie ein alter Vogel auf der Brüstung, »es angehen«. Es war ein großartiges Gefühl, dank des erworbenen Wissens sich ganz als Herr der Situation zu fühlen. Mein Blick schweifte in die Fernen und Höhen, angstfrei ließ ich meinen geliebten Rollator nun ganz und gar los, und ich fühlte eine unsägliche Kraft. In diesem Augenblick erhob sich eine Bö, der Wind griff mir unter die Flügel, und gleich, ob mir Hollmes nun den letzten Anstoß gab oder nicht, urplötzlich segelte ich frei durch die Lüfte. Ich hätte umkehren können (wenn ich gekonnt hätte), denn schließlich war es Hollmes, der heute Geburtstag hatte, doch Nikolskoje, die Kirche, das Blockhaus und der Friedhof lagen schon so klein unter mir, dass ich Mühe hatte, den Altdetektiv zu entdecken. Oder war er fort? Und wenn ja, wohin? Da schoss ich schon über den breiten Fluss dahin, ich meinte wegen des mächtigen Waldwerks zu beiden Seiten den Orinoko zu sehen mit Kanus darauf, glaubte Huckleberry Finn und den entlaufenen Negersklaven Jim auf ihrem Floß auf dem Mississippi an einem Feuer zu erblicken oder ihren Meister selbst, Mark Twain, als Schiffsjungen auf einem Raddampfer. Derweil war es nicht der beleuchtete Salon eines solchen Flussschiffs, den ich im

senkrechten, im letzten Moment von mir abgefangenen, dann waagerechten Flug auf mich zukommen sah, sondern der kleine Saal des Pfaueninselschlusses. Drinnen in trauter Runde die mir vertrauten Herren, vor allem aber Damen, aus Hollmes' und aus meinem Seniorenstift, die sich zur hochwohlgeborenen Geburtstagsgesellschaft bereits gefunden hatten. – Hoho, ich wollte der Pfau der Pfaueninsel sein, kratzte all meine Wikipedia-Weisheit zusammen und sauste mehrmals horizontal an der Fensterreihe des Saales vorüber. Doch erwarteter Weise kam alles anders. Anstatt mich zu bestaunen und mit ihren Fächern zu lobhudeln, blieb manchen von ihnen der Bissen im Halse, das Dreifachkinn auf dem Brustkorb liegen. Dabei waren sie doch nur der Hofstaat, die Prinzessinnen und Höflinge, und ich war doch nur als Königin Luise, als Gemahlin des Königs Friedrich Wilhelm III., ausgestattet. Doch irgendwie konnten sie eine wild herumsausende Monarchin im Licht der untergehenden Sonne nicht verkraften. Unfeierliche Panik ergriff sie samt und sonders, und in einer Wolke aus Puder, Rüschen und Perücken brach die ganze Meute aus dem Schloss ins Freie. Ich muss zugeben, dass ich über die Wirkung meines Fontaneschen Schwärmens verdutzt war. Offensichtlich hatte sie Hollmes über diesen Luftangriff nicht informiert. In derlei Gedanken verlor ich auch ein wenig die Kontrolle über mein an sich harmloses Fluggerät, und nun ja, es gab zivile Opfer zu beklagen. Ich hätte gern auf Beruhigung der gesamten untigen Szene gesetzt, aber alles stürzte nur noch davon, und der Wind wollte, dass ich ihnen als Königin der einsetzenden Nacht dicht über ihren Köpfen folgte. Während ich den Hofstaat in Richtung Fährhaus trieb, stand dort eine Gruppe gerade wohl angekommener, einzwirrig gekleideter Leute. Die Flämmchen des versammelten Augenweiß' zuckten unruhig, Rufe wurden laut, da riss mich der Wind, und plötzlich sauste ich auf das gegenüber liegende Ufer zu. Im Sturzflug gewährte ich Hollmes, der mir indessen als König Friedrich Wilhelm II. und vormaliger Eigentümer aufgemacht, vertrauensvoll entgegen lächelte. In dem allmählich einsetzenden Dämmer bemerkte ich in seinen Händen ein Lämpchen,

mit dem er „.....“, SOS, blinkte, doch er meinte zu Recht nicht mich. Denn wenige Zentimeter vor seinem Gesicht gelang es mir, meinen Drachen heranzureißen, und in diesem Augenblick sah ich, wie die Fähre auf Hollmes' Hilfeersuchen hin drüben von der Insel ablegte, während die Entsetzensschreie von dort sogar noch die starken Motoren der Fähre überschallten. Über das Gleiten des Transporters hinweg bewegte ich mich wieder in Richtung Fährhaus. Genaue gesagt, ließ mich ein eben einsetzender Klimawandel-Tropeneuropasturm eilends dorthin zurückkehren. Und als wollte ich noch im Hurrikan die Quadratur des Kreischens, jagte ich wie ein Falke auf die Feudalen hin, welche daselbst wie im Fieber die Gutbetuchten auf dem breiten Weg ins Innere der Insel vor sich her trieben. Von Panik hatte ich unter dem Stichwort »selbstgebaute Drachenflugzeuge« bei Wikipedia nichts gefunden. Aber vielleicht muss ich mal unter »Pfaueninsel« nachschauen, dachte ich, als ich metallisches Blitzen unter den Baumwipfeln wahrnahm. Dort waren die großen Vogelvolieren, Reminiszenzen an den ersten Berliner Zoo, der sich auf der Insel einst befunden hatte. Die Gatter standen sperrangelweit offen, von den Gefiederten drinnen wie im Wald draußen war weder zu sehen noch zu hören – bis sich. Ja, bis sich: die Chiceria unseres eiligen Passionszuges, bis sich die reichen und komischen Vögel, die sie wohl waren, vor den fliegenden bzw. keuchend-kreuchenden Alteigentümern dort hineinflüchteten. Krachbumm, schlugen die Gittertüren zu, und es war Wilhelmine Gräfin von Lichtenau, die sie flugs verriegelte. Ich erkannte noch, dass sich Kuno, unser lieber Wirt vom »Hitchock« in Hohenschönhausen, in dieser Maske verbarg, ehe mich wirbelnde Luftmassen neulings empor warfen und ich endgültig die Kontrolle verlor.

»Das war ein schöner Geburtstag«, sagte Hollmes leise, sich gleichsam entschuldigend, als ich erwachte. »Unser Plan ist aufgegangen. Selbst die Wettervorhersage stimmte – samt aller angekündigten Effekte.« Ich versuchte, glücklich zu lächeln. »Sie erinnern sich, Watzon, an die beiden Männer, die ich auf der Fähre belauschte.« Ich versuchte, ein Nicken anzudeuten. Es funktionierte ohne Nebenwirkungen. »Auf

der Pfaueninsel sollten einhundert Wassergrundstücke verkauft werden, also das gesamte Eiland. Interessenten gab es schon lange.« Er nannte eine Liste von bedeutenden Namen, allesamt aus einer Schicht, für die die Mittelschicht tief unten lag. Dabei schien Hollmes selbst aus Flughöhe zu mir zu sprechen. Aber nein, als ich ein wenig den Kopf hob, fand ich mich auf einer Wiese liegen, er auf der einen Seite, der dicke Kuno auf der anderen Seite sitzend. Bei meinem Rundblick sah ich die Pfaueninsel jedoch derart geschrumpft, dass ich mich wieder ins Gras sinken ließ. »Die Käuferschar sollte an dem Tag mit der Fähre herüber kommen, für den in einem Inserat die Worte ›Straftat‹ und ›glücklich‹ möglichst auffällig angekündigt sein würden. Eben wegen der übertriebenen Prägnanz dieser Begriffe, meinten die beiden auf der Fähre, würde niemand der Anzeige größere Bedeutung beimessen.«

Aus den Augenwinkeln startete ich zu Kuno, dem Wirt. Der machte es richtig! Er las gerade in »Brehms Tierleben«. »Also ließ ich Sie, Watzon, die Annonce aufgeben. Da die beiden an ihren geheimen Plan glaubten, dessen Verwirklichung mit der Veröffentlichung knapp darauf beginnen sollte, ahnten sie nichts von meinen Aktivitäten.«

Jaja, dieses unselige Inserat. Von den gegen mich laufenden Ermittlungen hatte ich dem Meisterdetektiv noch gar nichts erzählt. »Und Sie, Hollmes, legten den Termin des Grundstücksverkaufs auf Ihren Geburtstag.« Mein Freund nickte fröhlich. »Alles klappte wie am Schnürchen. Ich wünschte mir von Ihnen, Watzon, und von den Hellersdorfer und Marzahner SeniorInnen eine königliche Feier, tat selbst, als würde ich an meinem Festtag einen Flugrausch erleben wollen – und Sie, mein Freund, haben mir in allem hervorragend geholfen.« Also hatte er von Anfang an damit gerechnet, dass ich fliegen und dass ich vorab Wikipedia wälzen würde, um es so beeindruckend perfekt zu bewerkstelligen. »Zuerst führen die Gäste mit der Fähre, die sich drüben im Schloss majestätisch herausputzten und dann monarchisch tafelten. Eine Weile später trafen dann die Herrschaften ein, die heute herrschen. Ich kündigte ihnen an, dass der Grundstücksverkauf pünktlich beginne, erzählte ihnen von

Filetstückchen mit erhabenem Ausblick, nichts aber von den Filetstücken, die gerade im Schloss weniger erhaben, weil mit viel Wein, vertilgt wurden. Dann traf ich mich mit Ihnen, Watzon auf dem Nikolskoker Turm, dessen Treppe ich anschließend allein, wie Sie wissen, allein hinunter sauste ...« – »Während ich mit meiner Flugschau die Adligen aus dem Schlosse peinigte«, murmelte ich, die Augen geschlossen. Noch war mir nicht vollkommen klar, wozu Hollmes das Ganze geplant hatte. Und ich dachte an das Pfaueneiland, fragte mich, ob es etwa durch die Erderwärmung kleiner geworden war. Oder hatten die sich gleich ein paar Filetstücken zum Mitnehmen einpacken lassen? Als Antwort glaubte ich ein vielstimmiges Lachen von weither zu hören. – »So weit, so gut.« Mein Freund rieb sich die Hände. »Im Schloss brach eine kleine Panik aus, während die sich weit über der Mittelschicht befindliche Oberschicht auf Shoppingtour auf unsere Insel begab. Damit sie nicht vor der ihnen sogleich erscheinenden Meute von Höhlenfürsten wieder umkehrten, rief ich die Fähre per SOS-Zeichen zurück zum Festland.« Hollmes machte eine kurze Pause. »So konnten diese Gier-Tiere schließlich eingefangen werden.«

»Die – was?« fragte ich.

»In den großen Vogelvolieren«, sagte Kuno stolz. »Heute kann man sie übrigens darin auf der Insel drüben besichtigen. Denn wir hatten noch eine Annonce geschaltet, die auf diesen sonderbaren Zoo verweist und zu kostenlosem Eintritt lädt.«

»Und das Volk strömt«, setzte Hollmes hinzu.

»Auf der Insel – drüben?« fragte ich. »Na ja, Sie sind wohl aus lauter Übermut gleich weiter geflogen, Watzon. Sind nicht auf der Pfaueninsel, sondern hier, auf dem Kälberwerder, ähm, ...« – »... gelandet«, beendete ich den Satz mit Würde. Ich setzte mich zwischen den beiden auf und sah von dieser kleinen Insel zur gegenüber liegenden, großen Schwester, von dort aufgeregtes Stimmengewirr schwirrte.

»Gier-Tiere«, sagte ich nachdenklich.

»Im ›Brehm‹ konnte ich sie nicht finden!« ärgerte sich Kuno.

Vielleicht bei Wikipedia, dachte ich, ehe ich mich wieder in die Wiese sinken ließ.

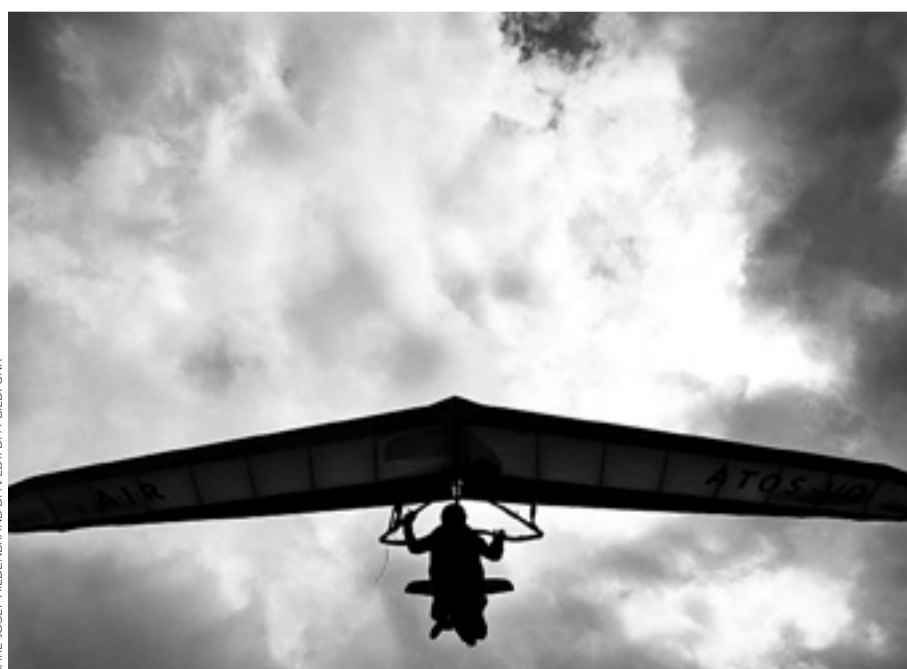
»Ein so hohes Alter zu erreichen und auch noch feiern zu dürfen, ist nicht nur Gnade, dachte ich bekümmert. Jedenfalls nicht für die, die das Fest vorbereiten müssen.«

Für Wissen und Fortschritt ■ Von Reinhard Jellen

Über Kultur (2)

Die Möglichkeit zur Bildung einer zweiten, selbstbestimmten Kultur von unten ist auch im fortgeschrittenen Kapitalismus durchaus vorhanden. Und dieser Kampf um alltagskulturelle und weltanschauliche Hegemonie ist ein wichtiger Bestandteil der Klassenauseinandersetzungen. Hier können Subkulturen und Popmusik einen nicht zu unterschätzenden Anteil an dieser Entwicklung allein schon deshalb leisten, weil sie selbst oftmals Teil der Kultur der Arbeiterklasse sind und ihre Erfahrungen, Sehnsüchte, Ängste und Hoffnungen thematisieren. Sie können darin Grundprobleme ihrer Zeit darstellen. Subkultur und Popmusik müssen nicht automatisch als Synonyme für warenförmiges Konsumverhalten gehandelt werden (welches eher die Popkultur charakterisiert), sondern können widerständige Handlungen und politische Erfahrungen innerhalb der kapitalistischen Klassengesellschaft zum Ausdruck bringen wie auch die Einstellung dazu verstärken oder transformieren und potentiell eine Vorstufe zum politischen Bewusstsein darstellen.

Dies ist wiederum besonders heutzutage auch bitter notwendig, weil sich die Menschen innerhalb der zweiten, ge-



sellschaftlichen Natur mit der kapitalistischen Warenwirtschaft bedauerlicherweise eine dritte geschaffen haben: Die Arbeitenden produzieren ihre Produkte nicht für sich, sondern müssen sie als Waren für den Austausch auf dem Markt fertigen. Wenn also Privateigentum an den Produktionsmitteln besteht und privat oder isoliert (also nicht von vornherein planvoll-koordiniert) produziert

wird, dann sind die Produzenten auf den Austausch angewiesen. Und die Menschen, die sich durch den Austausch der produzierten Sachen aufeinander beziehen, leben in *versachlichten, entfremdeten* Verhältnissen, die im Wesentlichen mit den Bedürfnissen des Marktes korrespondieren. Sie vergesellschaften sich also nicht mehr persönlich, durch den direkten Kontakt zueinander, sondern ih-

re gesellschaftlichen Beziehungen sind über den Tausch von Waren, also den Markt vermittelt. Dieser besitzt wiederum die Eigenheit, dass er primär nicht auf menschlichen Belange ausgerichtet ist, sondern ökonomische Eigengesetzlichkeiten wie etwa die sogenannten Sachzwänge (z. B. den zur Produktivitätssteigerung) entwickelt, welche die Menschen – obwohl sie diese Strukturen selbst produzieren – in wachsendem Maße unterjochen, sie also immer mehr zu Objekten, zu einer Variable des selbstständigen Wirtschaftswachstums machen.

Fatalerweise erscheint diese durch den Markt vermittelte, nicht personale, subjektlose Herrschaft den Menschen als naturwüchsig, insofern kein menschliches Wesen direkt daran beteiligt ist und somit auch als naturanalog und unveränderbar. – Hier sind wir dann wieder bei dem Satz von Marx, dass es nicht das Bewusstsein der Menschen, das ihr Sein, sondern umgekehrt ihr gesellschaftliches Sein sei, welches ihr Bewusstsein bestimmt.

Hier kann wiederum Kultur, vermittelt über die Kunst, eine defetischisierende Bresche schlagen. Wovon wir nächste Woche berichten wollen.

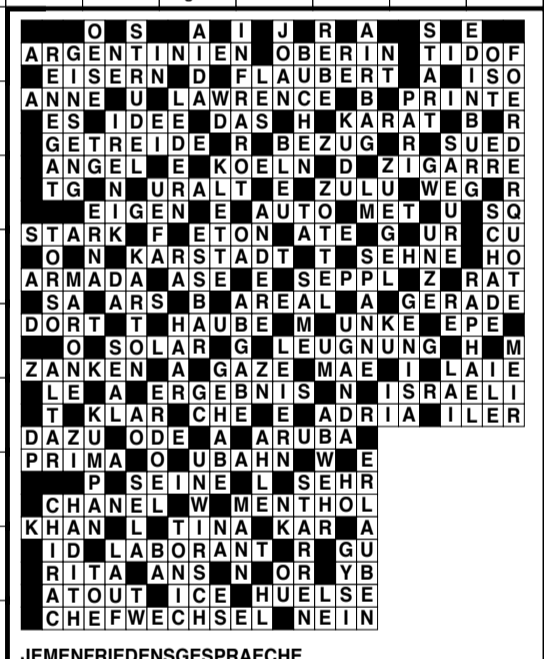
Hier sind wir dann wieder bei dem Satz von Marx, dass es nicht das Bewusstsein der Menschen, das ihr Sein, sondern umgekehrt ihr gesellschaftliches Sein sei, welches ihr Bewusstsein bestimmt.

Unter den Einsendern des richtigen Lösungsworts bis Mittwoch, 17. Juni 2015, an **junge Welt, Torstraße 6, 10119 Berlin, E-Mail: redaktion@jungewelt.de** verlosen wir zweimal das Buch »Der Schiedsrichterstaat. Die Macht des Bundesverfassungsgerichts« von Christian Rath, erschienen im Verlag Wagenbach.



Die CD »Iceland Chronicles« von Phebus haben gewonnen: Jana Uhlemann aus Berlin und Lutz Krannich aus Erfurt.

Im Würgegriff v. US-Justiz	Abtrünniger	Heilpflanze	15	Drahtschlinge	Sog	Oper von Verdi	Teil des Lichts	Vorname des Malers Miró	Reise reservieren	Weinstock	Luftkissen im Auto	Abheben eines Flugzeugs	Hauptstadt Schottlands	Himmelsrichtung	behält OPEC bei
hart, unnachgiebig				Lehre vom Frieden	engl. Archäologe (Arabien)	aus gegerbter Tierhaut	Autor von »Madame Bovary«	6				kaufm.: zum Nennwert	griech. Vorsilbe: gleich		16
britische Prinzessin		plötzlicher Einfall					sächlicher Artikel	hellblau	21	Samen des Johannisbrotts	südafrik. Antilope	Aachener Gebäckspezialität		ätzende Flüssigkeit	persönliches Fürwort
Körnerfrucht							Wiesenspflanze	Gehalt			Lenkriemen für Pferde	Windrichtung			
Fischfanggerät					europ. Fußballbund (Abk.)	Großstadt am Rhein				Haarbüschel	Tabakprodukt				
Initialen Gottschalks		Frauenname	14	sehr betagt			nicht diese, sondern ...	südafrik. Volksstamm				Fußpfad			Ausdruck des Bedauerns
kraftvoll	unvollständige Statue	Habe				zum Verzehr geeignet	Kraftfahrzeug (Kw.)			Honigwein		2	Edelmetallgewicht	Initialen d. Rocksängerin Quattro	
histor. spanische Flotte		genießbare Kastanie		greift nach Kaufhof			Schulstadt an der Themse	griechische Unheilsgöttin			Marge, Differenz	Auerochse		chem. Zeichen für Kupfer	
			7		germanische Gottheit		13	Steuer	bayer. Männerkosenname			17	Teil der Synagoge	Empfehlung	
an jenem Ort		lateinisch: Kunst			Kopfbewuchs	Terrain				zentralafrikanischer Staat	durch zwei teilbar				
			18	Fell der Pelzrobbe	Motorabdeckung			ein-tönig reden	Froschlurch				Ort bei Gromau (Münsterland)		israel. Politikerin † (Golda)
streiten	Teil der Kirche	zur Sonne gehörig				Wichtig-tuerei	Dementi					12	franz. Verserzählung des MA.	französisch: Insel	
			20		Benzin-rohstoff	durch-sichtiges Gewebe		Vorname der West †			röm. Zahlzeichen: zwei		Amateur		
männlicher franz. Artikel		Gefährte		Resultat				8	Ver-teidi-gung		ein Vorder-asiat				
zu dem Zweck	durch-sichtig				Rufname von Guevara, † 1967		Schuhmacher-pfrief	Teil des Mittelmeers					Gerät zur Kammerherstellung		
				dt. Schauspieler † (Erik)		grob, barsch	niederl. Karibik-insel					ge-nehmigen			
			3	Zeichen in Psalmen	Schienen-fahrzeug			fixieren, begaffen		Ausruf					
erstklassig	französischer Staatsmann	islamisches Lehrbuch		Strom durch Paris			Gatte	in hohem Grade							
Modenschöpferin (Coco)					herbe Limonade	Teil des Pfefferminzöls					22	Linke: Tritt im Herbst ab			
		eiliger Gang		Frauenkurzname			Gebirgsmulde								
mongol. Herrschertitel		Beruf im Gesundheitswesen					5	französisch: wo	Abk.: Grundumsatz						
Vorname der Hayworth		kurz für: an das		sächliches Fürwort		englisch: oder		chem. Zeichen für Ytterbium							
Trumpf im Kartenspiel		ein Schnellzug (Abk.)					Kapsel								
b. Deutscher Bank fällig								Ab-lehnung							



Der Rechtsweg ist ausgeschlossen.

1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11	12	13	14	15	16	17	18	19	20	21	22	23
---	---	---	---	---	---	---	---	---	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----

Pol & Pott ■ Von Ina Bösecke

Bucatini alla Salsa di Funghi

»Die Sache hat nur einen politischen Haken. Wenn ich die Hand zum Gruß erhebe, sieht es so aus, als würde ich dem Duce die Hörner zeigen!«

In »Liebe und Anarchie« (Italien 1973) von Lina Wertmüller kommt der Bauernbursche und Anarchist Tonino (Giancarlo Giannini) auf die schöne Idee, Mussolini zu ermorden. Das sei er seinem Freund, der von den Faschisten umgebracht wurde, mehr als schuldig, sagt er. Also macht er sich auf den Weg nach Rom. Die in einem Bordell arbeitende Salome (Mariangela Melato), bei der er zunächst unterkommt, will ihm dabei helfen. Salome schleicht sich also bei einem faschistischen Kommandeur der Sicherheitspolizei ein, der sie und einige ihrer Kolleginnen und ihren angeblichen Cousin Tonino auf eine Landpartie mitnimmt. Mittags machen sie Rast im Wirtshaus eines Gutshofes. Der Wirt empfiehlt ihnen Bucatini alla matriciana, Fettuccine mit Ei und Hühnchen.

Der Faschist freut sich sehr über das Angebot. Und kommt sodann in Erzähl-laune über die Zeit, als Mussolini 1922 per Staatsstreich an die Macht kam. »Stellt euch vor, 2.000 waren wir damals, die gesamte Schlägertruppe. Wir hatten hier unser Lager, bevor wir nach Rom marschierten. Erinnerst du dich, Romuleto?« Er meint den Wirt, der daraufhin seine Hände hochhält, an der rechten Hand fehlen ihm zwei Finger. »Und ob ich mich erinnere«, sagt der Wirt. »Seit damals heiße ich nur noch Fünf und drei sind acht.« Der Faschist lacht sich halbtot. »Haha! Genau! Weißt du, wir waren ausgehungert, total besoffen von diesem Wein, haben kurzen Prozess gemacht. Er war langsam beim Servieren und sagte, wir sollten Geduld haben. Zack! Ein Messer blitzte auf, und zwei Finger flogen durch die Luft!« Alle

lachen, nur Salome gefällt die Geschichte nicht. »Naja, wir Faschisten sind nun mal so«, meint der Faschist zufrieden mit sich selber. »Romuleto, unsere Eier waren am Kochen wie Hochöfen, hahaha! Schließlich hatten wir doch eine Revolution, oder? Mussolinis Italien erwachte gerade, dabei kamen Romuletos zwei Finger unter die Räder. Du musst mächtig stolz sein, es ist wie eine große Medaille!« »Na klar doch, ich bin sehr stolz«, antwortet der Wirt. »Die Sache hat nur einen politischen Haken. Wenn ich die Hand zum Gruß erhebe, sieht es so aus, als würde ich dem Duce die Hörner zeigen!«

Bucatini alla Salsa di Funghi (mit Pilzsauce, weil es besser schmeckt als mit Schweinebacke): 25 g getrocknete Pilze in einer Schüssel mit warmem Wasser bedecken und 20 Minuten quellen lassen,

dann abgießen. 100 g frische Steinpilze hacken, weitere 100 g frische Steinpilze in dünne Scheiben schneiden. Drei EL Olivenöl mit einer ganzen Knoblauchzehe in einem Topf erhitzen. Die abgetropften Pilze und die gehackten Steinpilze zufügen und zehn Minuten dünsten, bis der Saft aus den Pilzen ausgetreten ist. 150 ml Wasser zufügen und 20 Minuten garen. Die Mischung in einem Mixer glatt pürieren. 50 g Ricotta unterrühren. Die in Scheiben geschnittenen Steinpilze mit einem EL Olivenöl, Knoblauch und einem EL Tomatenmark in einen Topf geben. Gut verrühren, zwei EL Wasser zufügen und 15 Minuten garen. Mit Salz und Pfeffer würzen. Inzwischen 350 g Bucatini al dente kochen. Abgießen, in eine Servierschüssel geben und mit der Ricotta-Mischung und den gebratenen Pilzen anrichten.